

Neue Bücher

Objekttyp: **BookReview**

Zeitschrift: **Wissen und Leben**

Band (Jahr): **14 (1914)**

PDF erstellt am: **27.06.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

handelt, den Jedermann auf seinem letzten Gang zum Weltenrichter und zur großen Rechnungsablage zu begleiten, auch auf die allernächsten ausdehnen: die Frau bedankt sich gerade so schnöde fürs Mitgehen wie die Herren Söhne, die nachher dann auch, ehe der Vater noch den letzten Zug getan hat, sich über die Erbschaft in die Haare geraten. Dieses Eheidyll erspart uns Hans Sachs nicht. Der englische Moralist weiß, wie gesagt, davon nichts: sobald der Tod von Gott-Christus den Auftrag erhalten hat, die Menschen wieder an ihren Schöpfer und Erlöser zu erinnern, indem er sie zum Gericht abkommandiert, tritt er zum *Every man* und richtet sein Mandat aus. Von Sachs hat Hofmannsthal am Schluss die Figur des Satans, der den bußfertigen Reichen doch noch in seine Kammern einsammeln möchte mit Hilfe der Todesfurcht. Aber Tugend und Glaube helfen dem Sterbenden, diese letzte Krisis zu überwinden, so dass der Satan unverrichteter Dinge abfahren muss. Statt der Tugend (bei Sachs) hat Hofmannsthal aus dem englischen Spiel die Gestalt der guten Werke eingesetzt; den Glauben aber behielt er bei; was hätte er auch mit der englischen Gestalt des *Knowledge* machen wollen, die neben die *Good deeds* tritt und freilich ihrem Wesen nach auch nichts anderes ist als der Glaube; aber für jenen Verfasser waren eben Glauben und Wissen identisch.

Doch wir können näher auf diese Erneuerung alten Gutes nicht ein-

gehen. Sicher, ist, dass durch sie ein recht sinnvolles und des tiefen Eindrucks durchaus nicht entbehrendes Stück der Bühne gewonnen worden ist. Wenn der Schluss ausgesprochen erbaulich klingt, armsünderlich, wie es Gottfried Keller nicht mochte, so wird man der ganzen Literaturgattung Rechnung tragen müssen. Übrigens: auch da lässt sich ein allgemein Menschliches herausholen, wie aus der grandiosen Weltgerichtspoesie des *Dies irae* der gewaltige Ernst des Todes, unter den wir alle gestellt werden und den siegreich zu überwinden schließlich doch nicht das kleinste Glück ausmacht. Und am Mitgehen guter Werke in die Todesstunde hat doch wohl jeder ein Interesse als an einem Gradmesser seines Lebenswertes; denn „ihre Werke folgen ihnen nach“.

Moissi spricht den Jedermann wundervoll.

Im *Scheiterhaufen* Strindbergs spielte er den Sohn, den, wie seine Schwester die furchtbare Mutter um alles Lebensglück, selbst um ihre Physis betrogen hat. Eine dramatische Marter ganz ungewöhnlich grausamer Art. Schreckliche, dämonisch hellsichtig erspähte Wahrheiten lauern hinter all diesem Entsetzlichen, ins Karikaturenhafte genial gezeichnet, und dadurch wieder künstlerisch interessant gemacht. Letzten Grundes war dieser Strindberg-Abend doch wohl der stärkste Gewinn dieses Gastspiels.

H. TROG



NEUE BÜCHER



HOHLICHT. Eine schweizerische Soldatengeschichte von Johannes Jegerlehner. Bei Eugen Salzer in Heilbronn 1914. Geb. Fr. 1. 35.

Der Inhalt: Ein schweizerischer Oberleutnant verliebt sich während der Manöver auf der Riederalp in Veronika Ritz, ein Landmädchen,

das im Hotel als Saaltöchter servieren hilft. (Wieviel liegt schon in diesen wenigen Worten: Militär, Alpenszenerie, Fremdenindustrie und Liebe). Alles das ist nötig, um den beliebten Kuchen der Schweizernovelle zu backen. Es kommt hinzu: eine Nonne. Sie ist erstens romantisch, zweitens ein Heiratshindernis. Denn sie hält daran fest, dass ihre Nichte ins Kloster soll. Romantik und Heiratshindernisse machen den Kuchen lecker. Kommt ferner hinzu: eine Bergtour. Das heißt: Sport, Gefahr, dramatische Spannung. Alles die heut geforderten Ingredienzien der Schweizernovelle. Bei J. C. Heer war es eine Luftfahrt und der Sport treibende Offizier hieß Meiß. Hier heißt er ohne ersichtlichen Grund Escher. Bei J. C. Heer landete er zu Füßen der Geliebten, rein zufällig! (auch der Leser fiel wie Meiß aus den Wolken). Bei Jegerlehner steckt die Geliebte drei Kerzen in die Kapelle, und der verirrte Gletscherwanderer findet seinen Weg. Im Volkslied lockt die Nonne den Königssohn durch ein falsches Lichtsignal in den Tod. So grausam ist unsre Nonne nicht, der Sturz in den Gletscherspalt wird uns erspart, denn im letzten Kapitel muss ja Verlobung gefeiert werden. In den schmackhaftesten Schweizernovellen ist das obligatorisch. Die Nonne ist auf ihrer Herreise im Schnee stecken geblieben; Oberleutnant Escher rettet sie und transportiert sie ins Hotel. Wie könnte sie solchem Edelmut widerstehen? Sie lässt sich erweichen. „He nu so denn, so können wir jetzt Verlobung feiern“, sagt der Schwiegervater, und der Pfarrer hält den Toast nach dem beliebten Muster der Schützenfestrede im Fähnlein der sieben Aufrechten. „Kerngesundes

Äplertum . . . urfrischer Bergquell . . . wahre Lachsalven . . .“

Nun ja, die Handlung ist etwas — sagen wir: schlicht. Die Kunst wird in der Charakterisierung liegen. Aber davon sehe ich auch nicht die leisesten Ansätze, sehe nur seelenlose Holzpuppen. Vom selben Holze wie der Luftfahrer Meiss und seine Damen. Der Titel *Berge und Menschen*, der gleichsam das Programm der schweizerischen Erzählungskunst enthält, sollte häufig genug durch „Berge statt Menschen“ ersetzt werden. Schlaumeier haben seit langem herausgefunden, dass es leichter ist, Landschaften zu schildern als Seelen zu künden.

In der Psychologie ist die schweizerische Dichtung stark ins Hintertreffen geraten. Sie hat das höhere Ziel, reife, bedeutende, komplizierte Seelen zum Gegenstand zu nehmen, sehr aus den Augen gelassen. Nun wohl, bleibe sie bei einfachen Menschen, bei grob geschnitzten. Solche wird das Volk leichter verstehen. Treibe sie schlichte echte Heimatkunst. Aber freilich echte! Sie prahle nicht (wie es oft geschieht) mit ihrer Herbheit und schneide ein süßliches Gesicht dazu, sie präsentiere uns nicht in der linken Hand Natürlichkeit und verberge in der rechten das Romanhafte, sie halte uns nicht einen Schollengeruch unter die Nase, den sie zuvor parfümiert hat. Aber so geschieht es im *Hohlicht*. Da geht es recht hemdärmlich zu, recht breit-spurig. Kraftausdrücke. „Her mit dem Fraß!“ „He, Bauchwehknecht, hast du noch etwas in der Flasche?“ Dialektbrocken (das billige Allerweltsmittel, um sich „kerngesund und urfrisch“ zu geben). Die Soldaten stehen zaungerade „und es hätte sich währli keiner gerottet, wenn

eine Hornis ihn gestochen hätte“. Auch nicht bei „untanem Wetter“ Meinetwegen. Aber der Oberleutnant Escher sagt in sich hinein: „Durch das Fensterchen blinzeln die Sterne und recken die silbernen Häuse, und der Mond tappt mit dem langen gelben Arm ins Stübchen, zupft an der Bettdecke und streichelt dir die frischen roten Bäcklein, dass du friedsam lächelst in deinem goldenen Traum“. Das ist wahre Poesie! Der poetische Oberleutnant äußert des weitern: „Dein allertrautestes Kämmerlein“; „die Wirtin, ein Weib voll Hoheit und Grazie“ (es ist die Wirtin auf der Riederalp); zu Soldaten redet er von dem „wolkenhohen und himmelfernen Bergnest“, die Saaltöchter betitelt er „Holdmägdelein“. Ich bin selbst Oberleutnant, ich kenne ungezählte schweizerische Oberleutnants; ich bin in der Lage, zu ihrer Ehre zu versichern, dass ich keinen ähnliche Süßlichkeiten reden hörte, auch nicht zu Saaltöchtern. Dass die Wirtin, „das Weib voll Hohheit und Grazie“ gepudert ist, nun ja, das soll uns nicht aufhalten, aber dass auch das kerngesunde, urfrische, gebräunte Alpenkind auf Seite 37 eine Puderquaste aus ihrer Schublade zieht, — es ist etwas erstaunlich. Wer gab sie ihr wohl? Der Dichter gab ihr diese symbolische Puderquaste, die schon über ungezählte Schweizergesichter in der Literatur gefahren ist. „Urecht, aber ein bisschen geschminkt“ heißt das Rezept. Ich habe sie schon längst entdeckt, die Spuren dieser Puderquaste, ich habe darauf gefahndet, endlich ist das corpus delicti zum Vorschein gekommen in der Schublade der Veronika Ritz. Es soll aber nicht in den Gebrauch des Kritikers übergehen! R. FAESI

*

DAS LETZTE STÜNDLEIN DES PAPSTES. Umbrische Reisegeschichtelein von Heinrich Federer. Eugen Salzer, Heilbronn. 1914. Geb. Fr. 1.35.

Seiner trefflich gerundeten und gestalteten Novelle *Sisto et Sesto* lässt Federer im gleichen Gewand dies Bündel Erzählungen und Skizzen nachfolgen, die auch auf italienische Eindrücke zurückgehen, auch ihre Helden aus den kargen Bergnestern holen. Keinen Briganten diesmal, aber einen Hausierer, ein Hirtenpaar, eine Ziege. Warum sollte sich der Schriftsteller in unserm tintenklecksenden Saeculum nicht mit besonderer, fast sehnsüchtiger Liebe seiner Antipoden, der Alphabeten, annehmen? Und Federer versteht über die zu schreiben, die nicht zu schreiben verstehen; er zeigt das enge Dasein dieser Primitiven ausgefüllt von wohlgemuter Tüchtigkeit, von zäher Ausdauer oder, wie in der Schlusserzählung, von einer großen Leidenschaft beherrscht. Nur in den Beifall über den „gehörnten Reisekameraden“ kann ich nicht einstimmen; die Ziegenexistenz ist zwar scharf begriffen, aber die ewigen „capra, caprina, ecco, zitto, signorina“ sind für einen Künstler wie Federer etwas zu billige feuilletonistische Mittel. Im übrigen eifert unser dichtender Geistlicher in dieser Ziegengeschichte einem größern Vorgänger und Vorbild nach, der auf die Einfachen, die Kleinen und die Vierbeinigen mit dem liebevollsten Humor einging: St. Franziskus. Er ist der Schutzpatron dieses Büchleins.

Die Hauptsituation in *Sisto e Sesto* und die im *Letzten Stündlein des Papstes* sind durchaus ähnlich. Der geheiligten Macht des Papstes war dort die ungesetzliche Macht eines rauhen Briganten gegenübergestellt,

hier die gleichfalls halb ketzerische Macht des sanften Heiligen. Beidemal ist der Pontifex Maximus, der oberste Gebieter, der innerlich Besiegte, auch hier, seinem unterstem Knecht gegenüber, denn der heilige Franz, der keinem Käfer ein Bein krümmt, entwaffnet durch seine Schlaueinfältigkeit und seine unwiderstehliche Naivität. Ein enfant terrible der höchsten Stufe. Seine Einfachheit ist übrigens nicht ein Mangel, sondern entspringt der Erkenntnis der menschlichen Eitelkeit (die er auch in Papst und Papsttum noch erkennt). Seine humorvolle Überlegenheit kommt aus liebendem Herzen. Und eben diese Vorzüge sind seinem Schöpfer, Federer, nachzurühmen. Dadurch ist diese Novelle (und auch die Plauderei über die Heiligenkrämer von Assisi, in denen die Liebe zu Gott und zum Geld noch so nahe beisammen ist) ein anmutiges Spiel mit den Gegensätzen von Göttlichkeit und Menschlichkeit; von Heiligscheinen und Natürlichsein, von Wichtigkeit und Nichtigkeit, wie G. Kellers sieben Legenden. Ja, das „letzte Stündlein“ möchte

man fast eine achte, nachgeborene Schwester nennen. In der Erfindung vorzüglich (ich nehme an, dass sie Federers Eigentum ist, keine Übernahme aus dem alten Legenden-schatz); im Vortrag um einen Ton zu behäbig, zu breitspurig, zu heimelig. Es ist, als ob der heilige Franz seine köstliche Szene speziell für Schweizerpublikum spielen würde.

Wie fern stehen jene andern Papstgestalten, die ein Schweizer gezeichnet, die feierlich mächtigen C. F. Meyers. Der gute Franziskus hätte seine Familiaritäten ihnen gegenüber nicht gewagt. Federer hat seine italienischen historischen Stoffe in eine schlichtere, volkstümliche, treuherzige Sphäre versetzt. Auch er zeigt uns einen wandernden Dichter, der in seine Erzählung die Zuhörer einbezieht, aber es ist nicht ein Dante vor den Fürsten, wie in der *Hochzeit des Mönchs*, es ist ein verlumpeter Hausierer, Marcote, seine Zuhörer sitzen auf den Hausschwellen, hier und dort guckt auch ein Ziegenkopf hinein. Aber er weiß zu erzählen. Und Federer desgleichen.

R. FAESI



BILDENDE KUNST



Das bedeutendste künstlerische Ereignis Zürichs in den letzten Tagen ist die Ausstellung einer stattlichen Zahl bisher unbekannter Werke *Frank Buchsers* im KUNSTSALON BOLLAG am Utoquai. Es sind hauptsächlich Bilder aus seiner spanischen und englischen Zeit.

Als der Künstler in Spanien war, scheint er sich nicht wie Eduard Manet, der etwa gleichzeitig dort weilte, mit Velasquez und Goya abgegeben zu haben, sondern mehr mit Zurbaran, dessen imposantes Pathos dem leich-

ten Abenteuererblut Buchsers gefallen mochte. Ganz aus dem Dunkel hinaus sind die beiden repräsentativen Porträts aus jener Zeit gemalt: die Dame im schwarzen Seidenkleid mit der himbeerroten Samtschleife und dem Spitzentüchlein in der Hand, vor dessen Brio Rembrandt und Franz Hals die Köpfe zusammengesteckt hätten; die große Studie ist auf grau gestimmt fast wie ein älterer Manet; das fertige Bild hat einen gelblichen Galerieton erhalten, ein deutlicher Beweis, dass Buchser gegen seinen Willen ein